

Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **6 (1922)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom 18. März 1922" sei, ist geradezu rührend, namentlich neben dem „Emprunt à primes de la Société coopérative des Eaux du Seeland“. Noch schöner ist freilich das Preisverzeichnis, das ein reichsdeutsches Geschäft, Kohl in Chemnitz, kürzlich an Schulleitungen der deutschen Schweiz versandte: kein Wort deutsch! Alles französisch! Offenbar wollten sie damit gut Wetter machen, aber sie kamen nicht überall gut an damit. Der Vorsitz der Sekundarschulpflege Rüsnacht, unser Mitglied, antwortete (wie schon im „Rebelspalter“ zu lesen stand):

lernt erst die deutsche Muttersprache,
Bis dahin laßt uns nur in Ruh;
Ein anderer Weg führt nicht nach Rüsnacht,
Laßt uns mit diesen Feuilles de Choux.

Allelei.

Persönlicher Stil. Jeder hat in der Sprache seine bestimmten Ausdrücke und Wendungen, seinen „eisernen Bestand“, seine eigentümliche Denk-, Sprech- und Schreibweise, so daß man z. B. aus namenlosen Stücken oft den Verfasser erraten kann. Bei sprachlichen Mitteilungen an d e r e r wundert man sich wohl, daß man diese und jene Worte, Bezeichnungen und Redeformen nie selbst in den Mund oder in die Feder nimmt, obwohl man sie gut kennt. So sehr ist man der Gewohnheit untertan, und da merkt man auch erst den unerschöpflichen Reichtum der Sprache. Darin eben besteht das „Bildende“, Bereichernde und Vervollkommnende fremder Lektüre.

Eugen Sutermeister.

Kein schlechter Wisz, sondern in heiligem Ernst geschrieben ist folgender Brief, der uns aus der Ostschweiz zur Verfügung gestellt wurde:

Sehr geehrter Herr!

Zur gefälligen Kenntnis dienend teile Ihnen mit, daß an Stelle des neu gewählten Sekretär des Kredit- und Sparkassenvereins F. . . . meiner gestellten Offerte zur Annahme der gewünschten Wahl gestimmt wurde und ich Ihnen einer gewissenhaften und treuen Verwaltung sowie bestmöglichst rascher Besorgung allfälliger Aufträge nachkommen werde.

Dem Wunsche Ausdruck verleihend, Ihre gefällige Gunst und Sympathie einer regen Geschäftsteilnahme im Kredit- und Sparkassenverein zu bekunden, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung, der Geschäftsführer:

Was der Mensch nur sagen wollte?

Nur immer hübsch demokratisch! In einer „Untersuchung über die Haarfarben des Schweizer Rindviehs und ihre praktische Verwertung bei Signalementsaufnahmen“ wird man doch ohne weiteres eine volkstümliche, möglichst leicht verständliche Sprache erwarten dürfen, nicht wahr? Diese „S.-Korrespondenz“ wird sich doch vor allem an unsere Landwirte richten? — Sehn wir zu!

Der Verfasser schlägt neue Farbzeichnungen vor, z. B. „hellgrau“ für bisheriges „stark hellgrau“ usw. und fährt dann fort: „Zum Schluß sei bemerkt, daß diese Neuerungen in der Praxis auf Schwierigkeiten stoßen werden, weil die üblichen Bezeichnungen tief in den Köpfen sitzen und nicht so leicht enukleiert werden können.“ Wie viele Bauern und Nichtbauern verstehen dieses großartige „enukleiert“? Es ist aber nur gut, daß sie es nicht verstehen, es ist nämlich falsch, und zwar falsch geschrieben und falsch gebraucht; der Verfasser hat es selbst nicht verstan-

den. — Falsch ist zunächst der Zirkumflex auf dem i, gemeint war das sogenannte Trema, das Trennungszeichen (enukleiert), das verhindern soll, daß man den Doppellaut ei lese und dabei allenfalls an Eier denke. (So hat jüngst ein „Gebildeter“ auch gesagt, ein Opersänger habe eine gewisse Rolle „kreiert“!) Dann aber kann enukleieren nur heißen: den nucleus, d. h. den Kern, e oder ex, d. h. heraus-, bringen oder schaffen, also ganz genau: auskernen, den Kern heraus-schälen, wobei natürlich der Kern das Wichtige und Wertvolle ist. Das Wort wird meistens in übertragenem Sinne gebraucht für erklären, erläutern, entwickeln; in der Heilkunde bezeichnet es auch die Entfernung eines Gliedes aus dem Gelenke oder die Ausschälung einer Geschwulst. Gemeint aber hat der gute S.-Korrespondent natürlich ausreißen und wegwerfen, ausrotten. Kann ihn etwas anderes als Eitelkeit zum Gebrauch dieses Wortes verführt haben?

Reingefallen ist auch der gute Mann, der in der Schweizerischen Lehrerzeitung unter „Ernst und Scherz“ (gemeint ist hier wahrscheinlich „Scherz“) folgendes berichteten zu müssen glaubte: „Eine Zweitklässlerin erzählt: Wir haben heute Mittag Courage gegessen.“ In Klammer fügt er dann bei, sie habe natürlich gemeint: Coulage, aber auch das hat sie nicht gemeint. Der Name des Gerichts ist nicht französisch und hat mit couler, so verlockend die Vorstellung ist, nichts zu tun, es ist ungarisch. Gula heißt in Ungarn eine im Sommer Tag und Nacht im Freien bleibende Herde, und Gulasch-Fleisch, mit Rümmelel, Zwiebelbrühe und ungarischem Pfeffer (Paprika) zubereitet, ist das Hauptgericht der Gula-Hirten, Pfefferfleisch dafür eine treffende Verdeutschung.

Kein netter Kerl muß der gewesen sein, von dem sein Bekannter (tatsächlich!) erklärte: „Er ist en importierte Lappi, me blasiert si allewil met ehm.“ Was der Kritiker wohl sagen wollte? „Importiert“ soll vielleicht heißen „sich imponierend“, wenigstens habe ich „imponiert“ für „eingebildet“ einmal gehört. Bei „blasiert“ hat er natürlich gemeint „blamiert“. Es gilt wohl vom Beurteiler selbst: Er ist en importierte Lappi, me blasiert si allewil met ehm!

Jakob Burckhardt an Gottfried Kinkel: Ich weiß jetzt alles, wie es gekommen ist, dies und anderes Glück; ich erkenne die Mutterarme unseres großen, gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das ich anfangs verspottete und zurückstieß, wie fast alle meine schweizerischen Landsleute zu tun pflegen. Deutschland läßt sie auch meist wieder laufen, ohne ihnen von seiner Eigentümlichkeit und seiner Erhabenheit etwas mitgeteilt zu haben; auf mich hat es seine Güter ausgeschüttet und mich an sein warmes Mutterherz gezogen. Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind. Bei Gott, es ist nicht dieser und nicht jener Genuß, der mich an Deutschland fesselt, nicht diese und jene schöne Gegend, nein, es ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamme gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat. Vor diesem Gedanken schwindet mir alles . . . Nur wer selbst daran gestümpert hat, erhält einen Begriff von dem großen und himmlischen Volksgeist, der durch gute und schlechte Jahrhunderte, durch blühende Gärten und durch wilde Einöden wandelt, jugendlich, unvertilgbar, eine Ewigkeit und die Gewähr einer Zukunft im Busen . . . Ihnen verdanke ich es, daß es mir als ein Majestätsverbrechen erscheint, an Deutschland zu verzweifeln, wie es jetzt hier und da Mode ist . . .